

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 32 (1950)
Heft: 28

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
 Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12 433
 Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 222 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 5 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 36 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Bessere Milch!

Ein Aufklärungsabend der Zürcher Frauenzentrale

In den ersten Junitagen erliess das Gesundheits- und Wirtschaftsamt der Stadt Zürich eine Warnung, keine rohe Milch zu trinken, um sich nicht einer Tuberkulose- oder Banginfektion auszusetzen. Dass der Genuss unseres wertvollsten Nahrungsmittels eine Gefährdung unserer Bevölkerung, vor allem aber der Kinder, bildet, — diese Nachricht wirkte alarmierend, nicht nur in Zürich. Zudem wurde sie von den Fremden, auf die wir aus wirtschaftlichen Gründen sehr angewiesen sind, mit grosstem Unbehagen und Unverständnis zur Kenntnis genommen. Das einer dringenden Behandlung und Lösung rufende Milchproblem beschäftigt heute weite Kreise und es ist deshalb der Zürcher Frauenzentrale zu danken, dass sie am 28. Juni einen Aufklärungs- und Ausspracheabend veranstaltete.

Konsumenten aller Bevölkerungskreise, Vertreter der Milchproduzenten und des Milchhandels füllten den Schwurgerichtssaal bis auf den letzten Platz, als Frau Dr. H. A. Autenrieth, Vertreterin der Zürcher Frauenzentrale, die Versammlung eröffnete. In herzlichen Worten dankte sie vorerst unserer Bauernschaft für deren aufopfernden Einsatz während des Krieges. Heute sind wir in Sorge um unsere Milch, weil sie eine gewisse gesundheitliche Gefährdung darstellt. Zehn Prozent aller Tuberkulose-Infektionen sind auf den Genuss von roher Milch zurückzuführen; noch viel grösser ist der Prozentsatz bei der Bauchtuberkulose von Kindern. Das vom Bund erlassene Gesetz zur Bekämpfung der Rindertuberkulose wird sich erst nach Jahren auswirken. Was soll aber in der Zwischenzeit geschehen?

Als erste sprach Frau H. Schubiger, Präsidentin des Hausfrauenvereins Zürich und Umgebung. Zu den bereits erwähnten Infektionen kommen noch die Schärpelapheimien, die ebenfalls von der Milch herrühren. Beim Kochen verliert die Milch an Nährwert und Geschmack, sie wird überdies schwerer verdaulich. Zu einer fortschrittlichen Ernährung gehört heute eine vollwertige, rohe Milch. Es ist mit allem Nachdruck zu verlangen, dass für alle Kreise eine gesunde, gute und im Preis annehmbare Milch erhältlich ist.

Stadtchemiker Prof. Dr. H. Mohler überraschte mit der Mitteilung, dass die Milchbeschaffenheit auf dem Platz Zürich schon seit längerer Zeit Anlass zu Beanstandungen gibt. Es wurde dabei die erschreckende Feststellung gemacht, dass die Colibakterien enthält, die besonders beim Kleinkinder ernsthafte Störungen auslösen. Diese Verhältnisse sind jedoch nicht spezifisch für Zürich; analoge Befunde liegen auch aus anderen Schweizer Städten (und aus dem Ausland) vor. Im Februar 1949 schlug Prof. Mohler dem Stadtrat in einer Eingabe vor, auf dem Platz Zürich unverzüglich den Pasteurierungszwang einzuführen. Er wurde auch bei den eidgenössischen Behörden vorstellend und dabei vom Chef des Eidgenössischen Gesundheitsamtes unterstützt. Die Gegenargumente verweisen vor allem auf die zusätzlich notwendigen Beträge für die Pasteurisierung, denn diese Kosten können nicht auf die Konsumenten abgewälzt werden. Es gilt heute aus den unhaltbaren Verhältnissen gemein-

sam einen Ausweg zu finden, den Prof. Mohler in der Sofortmassnahme: Pasteurisierung der Konsummilch sieht.

Den besonderen Nährwert der Milch legte Prof. Dr. E. Hess, Direktor des Veterinär-bakteriologischen Instituts der Universität Zürich, dar. Der regelmässige Frischmilchgenuss wirkt sich vor allem bei Kindern in der Entwicklungszeit sehr günstig aus. Leider wird aber die Milch bei uns immer noch mit zu wenig Sorgfalt behandelt. Prof. Hess machte ausführlich mit den Verhältnissen in den Vereinigten Staaten bekannt, die als vorbildlich gelten müssen. Er forderte eine intensive Aufklärung und die notwendigen Massnahmen, um die Milch in möglichst unverändertem, eher veredeltem Zustand abgeben zu können.

Als Landfrau sprach Frau B. Pünter, Stäfa. Der oft gehörte Vorwurf, die Milch habe einen «spässigen» Geschmack, rühre von der nach Jahreszeiten verschiedenen Fütterung her. Sauberkeit im Stall ist die erste Voraussetzung für gute Milch. Aber auch die Hausfrau muss peinlich exakt sein; sie sollte die Milch nie mit anderen Speisen zusammen aufbewahren. Im Kampf gegen die Tuberkulose sind grosse Fortschritte zu verzeichnen. Frau Pünter bekräftigte ebenfalls, dass nur pasteurisierte Milch und Rahm in den Handel und zum Rohgenuss kommen.

Als Vertreter des Nordostschweizerischen Milchverbandes gab H. Krebs mit einigen Zahlen Einblick in die finanzielle Seite des ganzen Problems. Im Kanton Zürich wurden im Jahre 1948/49 an die Bauern 190 000 Franken als Prämien für tuberkulosefreie Milch ausgerichtet. Die Milch kommt nicht — entgegen einer weit verbreiteten Meinung — entrahmt in den Handel, sondern tiefgekühlt, weshalb die Fettlagen nicht oben aufschwimmen. In Zürich beträgt der Konsum von pasteurisierter Milch nur 1,5 Prozent des Gesamtverbrauchs, eine Ziffer, die sehr überrascht. Ebenfalls erstaunlich ist,

dass die täglich anfallenden 300 Liter Vorzugsmilch, die aus tuberkulosefreien Musterbetrieben auf städtischem Boden stammt, nur schwer unterzubringen sind. Auf die zusätzliche Kosten für die Pasteurisierung und die Verteilung der Flaschen hinweisend, kam der Referent in seinen Berechnungen auf einen Mehrpreis von 10 Rappen pro Literflasche. Dieser Betrag scheint reichlich hoch kalkuliert im Vergleich zu Oslo, wo — wie in der Diskussion mitgeteilt wurde — seit 15 Jahren der Pasteurierungszwang besteht und die gesamten Mehrkosten nur auf vier Rappen für den Liter Milch zu stehen kommen.

In der lebhaften Aussprache wurde die Forderung nach einer Pasteurisierung der Milch immer wieder nachdrücklich erhoben; aber auch grosse Bedenken wegen der Preisfrage äusserten.

Mit einem überwältigenden Mehr, dem nur zwei Stimmen entgegenstanden, fasste die Versammlung die folgende Resolution:

«Die Milch ist das beste, nahrhafteste und bekömmlichste Nahrungsmittel des Menschen, besonders der Kinder.

Die Bestrebungen seitens der Landwirtschaft und der Milchverbände zur Verbesserung der Konsummilch sind anerkennenswert. Sie haben jedoch nicht allgemein dazu geführt, eine hygienisch einwandfreie Milch, insbesondere eine solche, die roh genossen werden kann, in den Konsum zu bringen.

Milch und Milchprodukte können Träger von Krankheitserregern sein und so den Menschen und ganz besonders den Kindern gefährlich werden.

Die Konsumenten erheben mit Nachdruck Anspruch auf die Lieferung einer gesundheitlich einwandfreien und haltbaren Milch.

Die zuständigen kantonalen und städtischen Gesundheitsbehörden werden dringend ersucht, sofort aus Kreisen der Produzenten, des Milchhandels, der Hygiene und der Konsumenten eine Kommission zu bestellen. Dieser ist die Aufgabe zu übertragen, Mittel und Wege zu suchen, wie dieses Ziel erreicht werden kann und den verantwortlichen Behörden unverzüglich konkrete Vorschläge zu unterbreiten.»

G. R.

Die Frau in Italien

Die Stellung der Frau in Italien ist, je nach der Region in der sie lebt, sehr unterschiedlich. Die moderne Frau einer Grossstadt wie etwa Mailand hat sehr wenig gemein mit ihrer Schwester in Kalabrien, Sizilien oder Sardinien, und wenn auch die demokratische Nachkriegszeit allen italienischen Frauen das politische Stimmrecht gebracht hat, so bleibt dieser fundamentale Unterschied in der Bewertung der Frau, je nachdem es sich um den Norden oder den Süden der Halbinsel handelt, dennoch weiter bestehen. Er entspringt Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende alten Traditionen, gegen welche die Neuzeit noch nicht aufzukommen vermocht hat.

Wenden wir uns vorerst der Frau in den grossen Städten Nord- und Mittelitaliens zu, die in jeder Hinsicht modern ist: Sie besucht Gymnasium und Universität genau wie ihr männlicher Kamerad, alle akademischen Berufe, mit Ausnahme des Richterberufes und einiger höchster Grade in den

Ministerien, stehen ihr genau wie ihm offen, auch in der Politik kann sie aktiv mitarbeiten: in der italienischen Deputiertenkammer und im italienischen Senat finden wir Frauen, und ihre Stimmen gelten nicht weniger als diejenigen ihrer männlichen Kollegen. (So hat kürzlich die Deputierte Merlin viel von sich reden gemacht, weil sie sich mit Erfolg für die Schliessung der italienischen Freudenhäuser schlug.) An den italienischen Schulen aller Grade und Stufen unterrichten viele Tausende von Frauen; es wird in Italien im beruflichen Leben kein Gewicht darauf gelegt, ob eine Frau verheiratet sei oder nicht, und das in der Schweiz vielfach so verpönte Doppelverdienertum ist in Italien im Mittelstande gäng und gäbe. Kein Mensch denkt daran, einer Frau den Rücktritt etwa aus dem Lehramt nahezu legen, wenn sie heiratet; ihre Heirat wird als reine Privatsache betrachtet, die nur sie angeht, keineswegs aber die Behörde, zu der sie im Angestelltenverhältnis steht. So lang sie ihre

berufliche Pflicht erfüllt, ist sie — ledig oder verheiratet — dem Vorgesetzten recht.

Dieses häufige Doppelverdienertum ist in Italien, dem Land der niedrigen Beamteneinkünfte, auch ohne weiteres verständlich und gerechtfertigt: die Besoldungen des Mittelstandes, besonders im Staatsdienst, sind immer noch so niedrig, dass eine Familie selten ohne akrobatische Künste damit auskommen kann, und so ist es dem nur natürlich, wenn die Frau, dank ihrer Ausbildung dazu befähigt, die mageren familiären Einkünfte als Lehrerin, Büroangestellte, Sekretärin oder in den unteren Volksschichten, als Fabrikarbeiterin oder Hausangestellte im Stundenlohn zu erhöhen trachtet. Meistens arbeitet sie unter ihrem Mädchennamen, nicht etwa, um damit ihren verheirateten Stand zu vertuschen, sondern einfach weil sie ausserhalb ihres familiären Kreises, im beruflichen Leben, als Individuum angesehen wird, dessen ureigenste persönliche Fähigkeiten einzig interessieren, während ihr familiärer Stand und also auch ihr angeheirateter Name hier von keinem Belang ist. Wird sie nach dreissig oder vierzig Jahren pensioniert, so läuft ihre Pension, wie vorher ihre Besoldung, auf ihren Mädchennamen, und es wird, falls sie verheiratet ist, höchstens hinzugesetzt: verheiratete x. Heisst sie beispielsweise mit Mädchennamen Maria Rossi, ihr Mann aber Bianchi, so steht auf allen offiziellen Dokumenten: Maria Rossi verheiratet Bianchi. Sie wird also auch in dieser rein formellen Sache, nicht bloss als Anhängsel ihres Mannes, sondern als selbstständige Persönlichkeit gewertet und als solche benannt und behandelt.

Wie ist nun ihre Stellung in der Familie selber? Im allgemeinen hält der Italiener viel auf einem schönen Familienleben, und so kommt es ganz von selber, dass die Frau als Gattin, Mutter, Tochter oder Schwester meistens und besonders dort, wo die berufliche Arbeit es ihr erlaubt, der Mittelpunkt der Familie ist; sie ist es, die dem Familienleben den Ton gibt, sie erzieht (bisweilen verzieht) vorwiegend die Kinder, sie bemüht sich, das Heim der Familie behaglich zu gestalten, und daher regiert in der Familie, wenn auch nicht immer betont, meistens sie. Natürlich gibt es auch in Italien, wie überall, autoritäre Männer, die es ihrer Würde schuldig zu sein glauben, mit lauter Stimme immer und überall ihre männliche Vorherrschaft zu betonen, aber diese leidige Menschengattung ist gottlob hier nicht sehr zahlreich vertreten. Der gebildete oder auch nur intelligente Mann (das eine ist ja nicht notwendigerweise Synonym des andern) achtet in der Regel die Frau als Gefährtin, als Mutter seiner Kinder, als gleichwertige, wenn auch anders gerichtete Intelligenz, und es ist nicht ohne Interesse, festzustellen, dass bornierte Männer, die mit Verachtung auf das andere Geschlecht schauen, fast immer ganz ungebildeten Kreisen angehören oder aber jenen kulturell rückständigen Gegenden entstammen, in denen jahrtausende alte Tradition die Frau als minderwertiges Geschöpf bezeichnet, von der Natur geschaffen, um Kinder zu gebären, schwer zu arbeiten und dem Mann als dem Gebieter blindlings zu gehorchen. Ueberreste also aus barbarischen Vorzeiten, die dem Manne von heute nicht zur Ehre gereichen, wie denn überall, wo die Frau vom Manne als Gefährtin und gleichwertiger Mensch abgelehnt wird, keine schmeichehaften Schlüsse bezüglich seiner Kultur und seiner Intel-

Bubikon, sein Ritterhaus und die Malteser

Südlich von Sizilien liegt die kleine Insel Malta, die uns aus dem Weltkreis durch ihre heldenhafte und erfolgreiche Verteidigung in Erinnerung ist. Diese Haltung ist schier mit dem Namen «Malta» identisch geworden, haben doch ihre früheren Herrscher die Johanniterritter oder Ritter des Malteserordens die Inselsetzung jahrhundertlang zu behaupten vermocht.

Wenn der Durchschnittsschweizer die Bezeichnung «Orden» liest oder hört, dann pflegt ihm in vielen Fällen ein gelindes Gruseln zu überfallen. Er wittert entweder Kitten und Klostermauern, erinnert sich an einen gewissen strengen Paragraphen der Bundesverfassung, oder aber er entrüstet sich über die verbotenen ausländischen Ehrenzeichen.

Der Malteser-Orden bildet gegenüber den kleinen Komplexen einen Sonderfall, dem einige Worte zu widmen, für Freunde der Geschichte von Wert sein kann. Er stellt eine geschichtliche Tatsache dar und muss im Rahmen der historischen Entwicklungen und Gegebenheiten betrachtet werden. Es ist das sogar eines überzeugten Demokraten keineswegs unwürdig, denn wer unter «Demokratie» noch etwas anderes versteht, als blosses stuid-nepidisches Nivellieren, der vermag ohne weiteres auch einen kulturell-militärisch-religiösen Verband, wie den uralten, souveränen Ritterorden des Heiligen Johannes von Jerusalem zu Malta hochzuachten.

Die geistlichen Ritterorden stammen aus den Zeiten der Kreuzzüge, als damals das christliche Abendland sich dagegen auflehnte, dass der geheiligte Boden von Palästina durch die Horden des Islams überannt und besetzt wurden. An der Grossartigkeit dieser geistig begründeten Bewegung ändert es nichts, dass sich in der Folge weniger grossartig-

politische und merkantile Motive eingeschaltet haben.

Im Jahre 1099 wurde Jerusalem durch ein Kreuzheer den Türken entrissen. In jener Zeit nun entstanden im Heiligen Lande etliche Ritterorden. Zuerst, 1100 die Johanniter, (Frates Hospitalis Sancti Johannis in Hierusalem) die sich der Pflege der Armen, Kranken und Pilger, dem Schutze des Heiligen Ortes, Gottfried v. Bouillon stiftete den Ritterorden vom Heiligen Grab.

Der Pflege der Aussätzigen widmeten sich seit 1142 die Lazariter — Frates Hospitalis Sancti Lazari, mit schwarzem Mantel und grünem Tatzkreuz; um 1197 wurden auch sie zum Ritterorden. Ein Lazariterhaus bestand in Seedorf in Uri. Als letzte erschienen die Deutsch-Ordensritter, die aber 1230 ihren Schwerpunkt nach Preussen verlegten, wo sie den mächtigen Ordensstaat schufen, der zur Zeit der Reformation durch den Hochmeister Albrecht von Brandenburg zum Herzogtum Preussen wurde.

Der berühmteste dieser vier Orden, die Johanniter, hatten sich in Palästina eine beträchtliche Macht erworben. Als jedoch 1291 die Christen den letzten Stützpunkt im Heiligen Lande, Akkon wieder an die Türken verloren, zog sich Jean de Villiers mit den

überlebenden Brüdern nach Cypern zurück; 1308 eroberten die Ritter Rhodus. Damit beginnt die Glanzzeit des Ordens, welcher ein Vierteljahrtausend lang in ununterbrochenen Kämpfen den Türken und Barakken die Stirne bot und zur zweitgrössten Mittelmeer-macht wurde. In diesen Kämpfen sind auch etliche Schweizer bezeugt; Schiller hat in seiner berühmten Ballade «Der Kampf mit dem Drachen» eine unvergleichliche Milieuschilderung geschaffen.

1522 holten die Türken zum entscheidenden Angriff aus. Nach monatelanger Verteidigung blieb den Johannitern nichts mehr übrig, als eine ehrenvolle Kapitulation und der Abzug auf ihren eigenen Schiffen. Untenweg aber setzten sie den Kampf gegen die Türken fort. Kaiser Karl V. schenkte ihnen 1530 die Insel Malta mit dem kleinen Archipel als souveränes Fürstentum. Malta wurde ausserordentlich stark befestigt durch den Grossmeister La Valette und unter Mitwirkung des Tessiner Militäringenieurs Biondetti. Nie vermochten die Türken sie zu nehmen. Erst der erste deutsche Grossmeister Humperesch übergab 1798 die Insel ruhlos den Franzosen; 1800 fiel sie in die Hand der Engländer, welche sie ungeachtet der Bestimmung des Friedens von Amiens, 1802, dem Orden nicht mehr zurückgaben.

Zum erbitterten Kampf gegen die Türken sei eine kurze Bemerkung beigefügt. Das damalige Ausschwärmen des von kriegerisch-fantastischem Eroberungswillen begeisterten Volkes bedeutete eine tödliche Gefahr für die abendländische Kultur und die gesamte Christenheit überhaupt. Wo der Islam seine reine Fahne aufpflanzte, war es jenen ein beides geschehen. Aus dem blühenden Nordafrika wurde eine Wüste, nach dem Fall von Konstantinopel erlag der ganze Balkan dem Ansturm, und dessen Völker vermochten bis heute nicht die geistigen Spuren der jahrhundertlangen Sklaverei abzustreifen. Einzig die unbesugten Söhne der Schwarzen Berge hielten

im Kampfe stand; stolz zeigten sie im Konak der montenegrinischen Hauptstadt Cetinje die zerrissenen und blutgetränkten Fahnen. Ganz Ungarn wurde überschwemmt, bis vor den Toren von Wien Sobieski und Starhenberg die Türkenflut aufhielten und zurückdrückten. Was insbesondere der Frau als Schicksal in jenen Islamländern beschieden war, das ist nur eine Seite einer fatumsbestimmten, lährenden Starre, die sich über diese weiten Gebiete gelegt hatte. Wenn drängen sich nicht Analogen mit heutigen Geschehen auf? Es ist der geistlichen und weltlichen Herrscher jener Zeiten unvergänglich Verdienst, durch zähen, unentwegten Kampf den damals drohenden Untergang des christlichen Abendlandes abgewendet zu haben. In diesem Kampfe standen in vorderster Linie die ritterlichen Brüder des Johanniterordens. Auch Schweizer sind in diesen Kämpfen bezeugt. Der ehrenvolle Untergang von Rhodus und die Behauptung von Malta sind Ruhmesblätter ihrer Geschichte.

Aber es sind nicht die einzigen. Die geistlichen Ritterorden, eigentliche Bruderschaften, brachten ein neues Leben in die damalige Welt. Zum Schutze der Pilger gegen die Türken und zur Pflege der Armen und Kranken verpflichtet, erhoben sie die Barmherzigkeit zur Rittertugend. Sie leisteten eigentlichen Samariterdienst, den sie praktisch vervollkommneten, indem sie für die Ausbildung von Ärzten und Apothekern sorgten und die Krankenpflege verbesserten. Durch grosse Zuwendungen an Länder und Gütern wurden sie zu mächtigen und reichen Organisationen. Ihre aufopfernde Tätigkeit, verbunden mit dem Kriegerhumor erworb ihnen dankbare Hochachtung.

Man unterschied Ritter, die den Waffendienst leisteten, Priester für die Seelsorge und Brüder für den Hausdienst. Die Feldkleidung bestand in einem roten Waffenrock mit rotem Mantel, das achteckige

Hingezogen werden können. Das Herz eines jeden gerecht und frei denkenden Menschen muss sich empören bei den in Sardinien und Süditalien leider noch allzu häufigen Anblick einer Frau, die schwer beladen zu Fuss von der Arbeit zurückkehrt, während ihr Mann, leicht und ohne Last, auf dem Pferd oder Esel nebenher reitet. In jene Winkel der sardinischen Berge, in jene verlorenen Nester Apuliens, Kalabriens oder Siziliens ist noch kein Strahl der Neuzeit gefallen, alles wickelt sich ab wie vor tausend Jahren, und die Frau ist dort vielfach weniger als ein Arbeiter. Es herrschen dort für sie ausserordentlich strenge Sitten: das junge Mädchen wächst zwischen den Mauern des Hauses auf, darf nicht allein ausgehen, geniesst keinerlei anderswo selbstverständliche Freiheiten, heiratet meistens von dem Vater gewählten Mann, muss, als Witwe, jahrelang oder lebenslang Trauer tragen, hat keine Gelegenheit, sich zu bilden, sich umzusehen, die Welt kennen zu lernen. Eine solche Frau kommt meistens ihr Leben lang nicht über ihr Dorf hinaus, ihr Leben spielt sich von Anfang bis Ende auf dem gleichen Flecklein Erde ab, in engen, ehernen Werten und Gesetzen. Sicher kein beneidenswertes Schicksal!

Welch ein Unterschied zwischen diesen armen Frauen und den Luxusdamen der reichen, mondänen Salons von Rom, Florenz oder Mailand, die ihre Zeit mit Bällen, gesellschaftlichen Veranstaltungen, Reisen, Beratungen bei der Schneiderin, der Coiffeuse, im Schönheitsinstitut und mit Flirts aufbringen. Aber zwischen den beiden Polen, der verarbeiteten Bäuerin und der frivolen Lebendame steht die Frau des Mittelstandes, sie, welche die grosse Masse, welche recht eigentlich das Volk ausmacht,

sie, die ihrem verantwortungsvoll und bewusst gelebten Leben das Beste abzurufen versucht. Aus ihrer Mitte kommen die guten und weisen Mütter, die edlen Frauen, die von je von den Dichtern besungen wurden, aus ihrer Mitte aber auch die Schriftstellerinnen, die Künstlerinnen, die Advokatinnen und Aerztinnen, die Lehrerinnen und Beamtinnen, — sie sind quantitativ und qualitativ eine Macht, die heute keiner mehr unterschätzt, ein wichtiger Faktor im öffentlichen, sozialen und auch politischen Leben.

Es sei der Genauigkeit halber nicht vergessen beizufügen, dass immerhin auch in den rückständigen Gegenden Sardiniens und Süditaliens da und dort Frauen der jüngsten Generation aus dem Gefängnis der uralten Traditionen ausbrechen und sich den Weg zu Studium und Weltaufgeschlossenheit erkämpfen: es gibt nicht nur in Neapel, sondern auch in Sizilien und Sardinien heute neben der Frau alter Prägung junge Mädchen, die sich an den Universitäten auf akademische Berufe vorbereiten, die einfache, moderne Kleidung tragen, die ihr Leben mutvoll in die Hände genommen haben und es bewusst formen, allein Widerstand der Umgebung zum Trotz. Sie sind die Vorläuferinnen besserer, aufgeschlossener Zeiten, und voraussichtlich wird es keine weiteren Jahrtausende mehr dauern, bis ihnen durch Tradition und Sitte geknechteten Schwestern ihrem politischen Stimmrecht ein lebendiges Stimmrecht des täglichen familiären und öffentlichen Lebens zur Seite setzen und sich aus der bloss formalen zur wirklichen Gleichberechtigung mit dem Mann durchringen werden, zu Nutz und Frommen nicht nur ihrer selbst, sondern der Gesellschaft, des ganzen Landes. Helene Jacky, Rom

32. Jahresversammlung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Wenn man es nicht schon längst wüsste, so beehren einem die Jahresversammlungen der Gemeinnützigen Frauen darüber, wer unseres Volkes liebste Kinder sind! Denn: Werden etwa für den «Bund», die Krankenpflegerinnen, die Lehrerinnen oder gar für die verpönten Stimmrechtlosen oder Abstinentsinnen ganze Städte befragt, wie dies jeweils zu Ehren der Gemeinnützigen geschieht? Rheinfelden strahlte bei herrlichem Wetter im vollen Fahnenhonneur und die vielen Frauen konnten bei dem reizenden Empfang mit Fahnen, Liedern und Blumen nicht im Zweifel sein, dass sie in der kleinen Rheinstadt sehr willkommen waren.

Die Stimmung war dementsprechend von allem Anfang an ausgezeichnet, die selten so schön gesehenen Blumensträuße hoben die geschäftliche Sitzung, vereint mit den Liedern der Rheinfelder Jugend sofort ins Festliche.

Der Jahresbericht der verehrten Präsidentin, Frau Mercier, Glarus, gab Zeugnis von der vielfältigen Arbeit des Vereins. Ausdrücklich betont sie, dass er, wie in allen zurückliegenden, ob normalen oder kriegsbedingten Zeiten einsatzbereit sein und bleiben wird, wo immer väterliche Interessen und allgemeine Mitarbeit dies erfordern.

Die einzelnen Werke des Vereins, wie Gartenbauschule für Töchter in Niederlenz, die leider mit finanziellen Schwierigkeiten kämpft, die Adoptivkinderversorgung, die höchst erfreuliche Resultate zeitigt, dass die Diplomierung treuer Hausangestellter, die neben vielen anderen auch 18 für 30–50 (für 50!) Dienstjahre Auszeichnungen vergeben konnte, das Ferienheim für Mutter und Kind in Waldstatt, das stets so besetzt ist, dass die Gründung eines zweiten sich aufdrängt. Dann ist zu nennen die Aktion Bergbevölkerung, die durch ein ungenanntes Legat von 20 000 Franken

die Hilfe zur Selbsthilfe vor allem aktivieren konnte.

Zu Ehren des nächsten Frühjahr stattfindenden 30jährigen Jubiläums referiert Frau Dr. Homberger über die Schweizerische Pflegerinnenschule etwas ausführlicher: Auf den verschiedenen Abteilungen wurden im ganzen 2596 erwachsene, 600 Kinder und 1068 Säuglinge verpflegt und behandelt, die Zahl der Geburten betrug 1084, diejenige der Operationen 1770, in der Strahlenabteilung wurden 1770 Haus- und 1901 ambulante Patienten behandelt. Laboratoriumsuntersuchungen wurden 29 024, Bäderanwendungen 1502, Mittelberatungen 873, und Betreuungen durch die Spitalfürsorge 382 verzeichnet.

Im Spital arbeiteten im Berichtsjahr 58 diplomierte Schwestern und 121 Schülerrinnen, plus 10 Hilfen für die Schwestern. Auf den Ausstationen arbeiten 203 unserer diplomierten Schwestern und 81 Schülerrinnen im 2. und 3. Lehrjahr, plus 7 Hilfen. Die Jahresrechnung weist samt Schule ein Defizit von 317 000 Franken auf, wovon ein Zehntel die Schule tragen muss, und dafür auf freiwillige Beiträge muss zählen können. Nur so kann das schöne Frauenwerk seinen bisherigen Charakter wahren, indem die staatliche Hilfe und Anerkennung durch die freiwillige Hilfe gestützt wird.

Dank der Besserstellung der Schwestern nimmt die Zahl der Neu-Anmeldungen wieder zu, aber die Ernte ist gross, und der Arbeiter sind immer noch zu wenige. Die Zahl der diplomierten Schwestern seit der Gründung beträgt 1903. Im April 1951 wird die Schweizerische Pflegerinnenschule ihr 50jähriges Jubiläum feiern dürfen.

Neben der vielen Arbeit in den Sektionen dankt Frau Mercier in dankbaren Worten der vielen kleinen Einzelfürsorge, welche den so nötigen und segensreichen stillen Kontakt von Mensch zu Mensch schafft, und die ebenso grossen Wert hat wie die treue Arbeit in all den von den Sektionen betreuten Haushaltungsschulen, alkoholfreien Gaststätten, Altershilfe, Mütterberatung, Säuglings-, Ferien-, Familienfürsorge usw. Im Mittelpunkt aller Arbeit steht als Leitmotiv der Grundsatz der Gründerinnen: «Gib dem Dürftigen ein Almosen und du hilfst ihm halb, zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.»

In einem interessanten Kurzreferat führte Dr. med. Keller die Versammlung in «das soziale Ungedwosen» der Schweiz ein. Angesichts der ungeheuren Verbreitung rheumatischer Leiden ist die Notwendigkeit die langen und mit grossen Ausgaben verbundenen Thermalkuren möglichst grossen

Kreisen zugänglich zu machen eine soziale Pflicht.

Geselligkeit, froher Gedankenaustausch, kleine Gänge durch die schmucke Stadt bis an die klaren Fluten des Rheins füllten die freien Stunden und den Abend aus. Und der zweite Tag brachte ein Vortrag von Fräulein Dr. phil. Esther Odermatt über den Einsatz der Persönlichkeit jenen geistigen Höhepunkt, der der Tagung «der Gemeinnützigen» immer den Stempel gibt. El. St.

Mann und Frau in Amerika

Es war schon in meiner Tätigkeit bei den Amerikanern eine von den Erfahrungen, die mir einen nachhaltigen Eindruck gemacht haben, dass man als Frau mit amerikanischen Männern anders zusammenarbeitet als mit deutschen: viel selbstverständlicher als absolut gleichwertiger Mitarbeiter. Der Gedanke, dass man verantwortungsvolle und leitende Arbeit nicht übernehmen könne, weil man eine Frau und kein Mann ist, der taucht überhaupt nicht auf. In der NEA, deren Mitgliederzahl über 400 000 beträgt, wird jedes Jahr der Vorsitzende neu gewählt. Im letzten Jahr hatte der Vorsitz eine Lehrerin, Mabel Studebaker, und ich habe eine Woche lang mit ihr, bei der Konferenz in Boston, wie sie — sehr kompetent und sehr freundlich — die grossen Versammlungen der 3000 Delegierten als «Madam President» geleitet hat. Auch die grösste Untergruppe der NEA — die der Classroom Teachers — hatte im letzten Jahr eine Frau zum Vorsitzenden. Dieses Jahr sind beide Vorsitzende Männer, nächstes Jahr mögen es wieder Frauen sein. Drüben würde ein Mann sich in seiner männlichen Würde auch nicht verletzt fühlen, wenn er in einem Amte oder einem Geschäft arbeitet, deren Leitung eine Frau in Händen hat. Man nimmt was eine Frau sagt, genau so ernst, wie was ein Mann sagt, und die amerikanischen Frauen scheuen sich nicht an Riesenversammlungen nicht, ihre Meinung frei zu sagen und zu verteidigen. In den meisten Grundschulen sind Frauen die Schulleiter, in den High Schools steht neben dem Leiter eine Konkretion.

Mir scheint, als sei bei uns noch ein guter Schritt bis zu dieser Selbstverständlichkeit des Nebeneinander, und ich müsste mich sehr täuschen, wenn die Koedukation in derselben Schule nicht viel damit zu tun hätte. Auch im politischen Leben gilt der Einfluss der Frau viel. Vielleicht haben Sie schon von der Vereinigung der Women Voters gehört — es ist eine ausserparteiliche Frauenorganisation, deren Hauptarbeit politische Aufklärung der Frauen ist, Orientierung über Gesetzesentwürfe, über bestimmte Forderungen, die die Frauen unterstützen wollen. Und sie versprechen ihre Stimme dem Kandidaten, der für ihre Forderungen eintreten will — und mahnen ihn hernach auch daran.

Dr. Giovanni Neucioni
aus der «Schweiz. Lehrerzeitung».

Zur Bundesfeier-Sammlung 1950

Dank der grosszügigen Unterstützung des Schweizer Volkes konnte vor 2 Jahren das Zentrallaboratorium des Blutspendendienstes eröffnet werden. Seither wurde das Blut von Tausenden von Spendern zu Trockenplasma verarbeitet, das viele Jahre haltbar ist und zum Teil als Reserve für die Armee und den Zivilbedarf gelagert wird. Das Schweiz Rote Kreuz kann jedoch nicht jedes Jahr neue Aufgaben übernehmen; jedes Jahr aber braucht es grosse Geldmittel, um die schon bestehenden Werke fortzuführen und auszubauen. Neben dem weit verzweigten Blutspendendienst und der Trockenplasmafabrikation kosten die Organisation der Freiwilligen Sanitätshilfe, die Bereitstellung und Dezentralisation von Spitalmaterial für den Kriegs- oder Katastrophenfall und die Ausbildung von Krankenschwestern höchsten persönlichen Einsatz — eine grosse Menge Geld. Das Schweizervolk bestimmt, in welchem Umfang das nationale Rote Kreuz seine Pflicht erfüllen kann. Je mehr Bundesfeier-Marken, Karten und Abzeichen dieses Jahr gekauft werden, umso mehr vermag das Schweizerische Rote Kreuz zu leisten.

Aphorismen

Die Neuzeit unterscheidet sich vom Mittelalter unter anderem auch dadurch, dass sie die thomistische Weltanschauung mit der atomistischen vertauscht hat. Hofberger

Politisches und anderes

Ein internationales Wirtschaftsabkommen

Der europäische Wirtschaftsrat, das Komitee der Europäischen Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit hat in seinen Pariser Sitzungen Einigung über die Grundsätze der europäischen Zahlungs-Union erzielt. Die Schweiz erklärte ihren Beitritt unter Vorbehalt der Prüfung des endgültigen Textes und der Ratifizierung durch die Bundesversammlung.

An der internationalen Arbeitskonferenz

die in Genf ihre Sitzungen vor kurzem beendet hat, ist beschlossen worden, dass man sich 1951 mit dem Entwurf zu einer internationalen Regelung der Frage «Gleiche Arbeit gleicher Lohn» befassen werde. Dies alte Postulat der Frauenbewegung, Frauen bei gleicher Leistung gleich hoch wie die Männer zu bezahlen wird also auf dem internationalen Forum behandelt werden. Während die Gewerkschaften sich befürwortend aussprechen, sollen Arbeitgebervertreter und Regierungsdelegierte sich eher ablehnend verhalten haben.

Eine neue deutsche Partei

Die Flüchtlinge, die aus Ostdeutschland nach dem Westen kamen, zirka acht Millionen an Zahl, werden von nun an die Möglichkeit haben, in eigenen Parteien ihre Bedürfnisse politisch zu vertreten. Erstmals bei den Landtagswahlen in Schleswig-Holstein (das kleine Land hat bekanntlich unverhältnismässig grosse Mengen von Flüchtlingen aufgenommen), hat der «Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten» (zirka eine Million Menschen vertreten) am Wahlkampf teilgenommen und gleich fast ein Viertel der Gesamtstimmzahl und auch der Parlamentsitze gewonnen. Man rechnet mit einer Beeinflussung nach rechts.

Nach Beschluss der UNO

wurde Präsident Truman ermächtigt, General MacArthur zum Oberkommandierenden der Streitkräfte der UNO in Korea zu ernennen, was bereits geschehen ist; er wird als solcher die Fahne der Vereinigten Nationen führen.

Eigenmächtiges Vorgehen

Die Ministerpräsidenten von Ostdeutschland und von Polen haben ein Grenzabkommen unterzeichnet, demzufolge die deutsch-polnische Grenze endgültig an der Oder-Neisse-Linie festgelegt wird. Damit wurden Polen frühere deutsche Gebiete übergeben, bevor ein allgemeiner Friedensvertrag über die endgültigen neuen Landesgrenzen bestimmt hat.

Die Expertenkommission, welche das neue eidgenössische Bürgerrechtsgesetz zu behandeln hat, wird unter dem Vorsitz von Bundesrichter Dr. Häberlin stehen. Unter den 26 Mitgliedern sind erfreulicherweise fünf Frauen.

Ein Bundesgesetz

über die Arbeitsvermittlung und weitere Massnahmen zur Regelung des Arbeitsmarktes ist im Entwurf vom Bundesrat genehmigt worden. Die Botschaft dazu befasst sich eingehend mit der geschichtlichen Entwicklung und dem heutigen Stande der Arbeitsvermittlung. Im neuen Gesetz soll u.a. vermehrte Heranziehung der Arbeitsvermittlungsstellen beruflicher und gemeinnütziger Organisationen bei arbeitsmarktpolitischen Massnahmen vorgesehen sein.

Die freisinnige Frauenrunde

in Zürich gibt bekannt, dass im ganzen zirka 70 ihrer Mitglieder ein öffentliches Ehrenamt betreiben und dies mit Erfolg und Freude.

Eine neue Forschungsstätte

für wissenschaftliche Arbeit, das nach seinem Donator benannte Theodor Koher-Institut in Bern, wurde feierlich eingeweiht. Es verdankt seine Entstehung der 1912 gemachten grosszügigen Stiftung des berühmten Forschers und Chirurgen.

Nur noch 6 Prozent

aller Geburten in Zürich finden zuhause statt, 94 Prozent im Krankenhaus. Auf den Kanton Zürich errechnet, finden 87 Prozent aller Geburten im Krankenhaus statt. E. B.



in ZÜRICH
St. Peterstrasse 8
AUGUSTINERHOF
Tel. (051) 25 77 32

in DAVOS-PLATZ
2 Min. vom Bahnhof
ALPINA
Tel. (080) 8 60 81

GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
am zentralen Lage, gut eingerichtete Zimmer und bequeme Aufenthaltsräume, Jahresbesuche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Kreuz auf dem linken Aermel. Zu Hause trugen die Ritter den schwarzen Mantel mit dem Kreuz, der heute noch das Zeremonienkleid geblieben ist.

Nach dem Verluste von Malta wurde der Ordenssitz nach Messina verlegt, dann bis 1828 nach Catania, von dort bis 1854 nach Ferrara und 1879 nach Rom, wo seit 1894 das Kapitel residiert.

Die einstige militärische Machtstellung wurde nicht wieder aufgerichtet, sondern in der Reform von 1854 die edle Aufgabe zum Hauptzweck erhoben, wie sie schon der Grossmeister Roger de Moulins 1181 umschrieben hatte: «informes et infirmas benigne recipere» usw.

Papst Leo XIII. stellte 1879 das Amt des Grossmeisters wieder her. Grossmeister ist seit 1931 Principe Fräi Luigi Chigi Albani della Rovere. Er führt den Titel Eminenz und hat Malta wieder als Ordenssitz.

Bekannt ist das berühmte Schlüsselloch bei Santa Maria del Priorato der Malteserbrüder auf dem Aventin, durch welches man am Ende eines Laubenganges in der Ferne die Kuppel von St. Peter vor sich sieht.

Ist auch heute das kriegerische Moment dahingefallen, so hat immer noch, wie vor 900 Jahren die ursprüngliche Zweckbestimmung der Fürsorge für leidende Menschen ihre praktische Geltung. Im Weltkrieg 1914 zum Beispiel hat der Orden gewaltiges geleistet. In den mustergültigen Spitalzügen der Ritter wurden über eine halbe Million Verwundete transportiert und in ihren Spitalern und Feldstationen rund eine Viertelmillion gepflegt. Die Malteser sind auch heute noch eine starke internationale Gemeinschaft. Deren Abzeichen, das achtspitziige Kreuz, bedeutet, keine Auszeichnung, sondern weist auf die Zugehörigkeit zu dieser ritterlichen und geistlich-caritativen Gemeinschaft.

Früh schon liessen sich Johanniter auch in unserer Heimat nieder und errichteten ihre Spitäler,

Hospize und Schutzhäuser auf Burgen, in Städten und bis hinauf in entlegene unsichere Alpenklüfte. Es entstand ein 22 Komtureien, der Reihe nach: Buchsee, Hohenrain, Bubikon, Magnadens, Rheinfelden, Basel, Contone, Compisères, Tustetten, Töbel, Fryburg, Salgesch, Leuggern, Klingnau, Reiden, Widenswil, La Chaux, Biberstein, Küsnacht und Biel, Mesocico und Puschlav sind nicht bezogen, dagegen kennt man die Hospize von Salsanna am Scattellapass, zu Zernsee, Schuls, St. Jon am Seearpass und Splügen. Die Erinnerung an die Ordensritter lebt in mehreren schweizerischen Gemeindegewappen weiter, die das Malteserkreuz aufweisen.

Als die eidgenössischen Stände auf der Höhe ihrer militärischen und politischen Macht standen, und die Fürstentümer, die regierten, die Reichsgemeinschaft im Ausland als Offiziere und Diplomaten in angesehenen Stellungen wirkten, liessen sich ihrer etliche als Mitglieder in den Malteserorden aufnehmen, so auch die Familien der Fleckenstein, Breitenlandenberg, Roll, Tschudy, Segesser, Reding, Pégely, Tanner, Sonnenberg, Pfiffer. Auch heute sind noch Schweizer darin vertreten, so an erster Stelle der kürzlich verstorbene, um die Erhaltung bäuerlichen Charakters seiner Vaterstadt Bern so verdiente Kunsterkennner, Henry Beat von Fischer, Reichenbach. Der Luzerner Franz von Sonnenberg, erreichte 1682 als oberster Meister in deutschen Landen die Reichsfürstentümer. Er ist der Stifter des wundervollen barocken Felix-Alters in der Kirche von Hergiswald, den sein Ordenswappen ziert.

Die Beziehungen zwischen den Rittern der deutschen Zunge, wie die Priorate auch bezeichnet wurden und den alten eidgenössischen Orten waren nicht eitel erfreulich. Die deutschen Ritter gebärdeten sich als sehr erhaben über die Eidgenossen, versuchten ihnen die Anerkennung ihrer Ahnenpreu und den Aufstieg zu Komtursgraden zu verwe-

gern und schikanierten in jeder Weise. Der innere Grund war der uralte historische Gegensatz zwischen Schweizern und Deutschen. Die Beschwörung der 8 Orte an den Papst — 1610, 20. November — erwähnt wörtlich: «in alten Missgunst und Widerwillen gegen unser Vaterland», und wirft ihnen vor, dass sie kein mit ihnen gemachtes Verkommen halten». Deshalb habe man die Güter des Ordens in unserem Lande unter Arrest gelegt und verlange, von der deutschen Zunge abgesondert und der italienischen oder französischen einverleibt zu werden. In dem langen Konflikt standen die Tagsatzung, die Päpste und Grossmeister, sowie das Ordenskapitel und Malta auf Seite der Schweizer. Die Schwierigkeiten waren nachher alle beseitigt, da die Schweizer direkt vom Grossmeister abhängen.

Will man sich ein umfassendes Bild über die Wirklichkeit und die Ausbreitung des Malteserordens in der Schweiz vermitteln, dann scheue man nicht eine kleine Reise um das Ritterhaus zu Bubikon im Zürcheroberland zu besuchen. Vor einigen Jahren hat sich zu dessen Rettung eine eigene Ritterhausgesellschaft gebildet. Ihr Werk ist es, wenn diese uralte Kulturstätte erhalten blieb und aus Verwahrlosung durch stilligere Renovierung zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit geworden ist. Dem Ritterhause vorgelagert sind die alten Oekoanlagegebäude. Zwischen ihnen steht ein grosser Baum und beschattet einen Wasserbehälter, dessen entzückende Brunnenfigur als fein stilisierter Ritter den Johanniterschield hält.

Die prächtigen Innenräume des Hauptgebäudes aber bergen ein sorgfältig zusammengestelltes Museum. Uebersichtstafeln zeigen Werdegang und historische Hauptdaten des Ordens; auf grossen Landkarten sind die vielen Niederlassungen, Ritterhäuser und Hospize verzeichnet. Vitrinen enthalten die einzigartige Sammlung der 182, vom Orden prä-

ten Münzen und eine grosse Sammlung kolorierter Stiche bietet einen Überblick über die Kostüme und die Formen der Ordensmitglieder.

Mit besonderer Berücksichtigung schweizerischer Belange oder Autoren sind die einschlägigen Publikationen und ein reiches Bilder- und Porträtmateriale ausgestellt.

Die Wandgemälde in der Kapelle zeigen den Grafen Diethelm VI. von Toggenburg und seine Gemahlin Guota von Rapperswil, nebst deren zwei Söhnen. Die Kapelle ist leider noch ein sehr kahler Raum: einige alte Kultgegenstände, als Leihgaben aus Museumsbeständen, dürften hier in bester Weise zweckmässig aufbewahrt und ausgestellt sein.

Einer der berühmtesten Bewohner des 1192 gegründeten Johanniterhauses von Bubikon war der Historiker und Topograph Stumpf.

Die Johanniter haben ihre Ideale stets hochgehalten, auch zu Zeiten der Verweltlichung, des Niederganges. Der Geist des ritterlichen Dienstes an Armen und Kranken war ein Ausfluss echt christlicher Gesinnung. Der Begriff des Dienstes als Ehre, findet sich ja auch im ganzen weltlichen Bereich, wo der gesamte niedere Adel als «Dienstmannen» der Lehnsherren, als «Dienstleute», Ministeriale, bezeichnet wurde. Wenn in der Schweiz der Gedanke der Fürsorge schon sehr früh gefördert wurde, dann darf dies dem Beispiel und der Tätigkeit der Johanniter zugeschrieben werden. Es ist auch sehr wahrscheinlich, dass sogar landwirtschaftliche Betrieb durch die Ritterhäuser verbessert worden ist.

Es ist eine, zum Teil weit entlegene, versunkene Zeit, die sich hier in Bubikon vor unsern Augen aufleuchtet: es erschliesst sich eine Welt von Liebestätigkeit, von Kampfeinsatz und Hingabe an hohe Ideale, von Ehrfurcht in Form und Tradition, Sinnend schreitet man durch diese uralten Räume und empfindet

Es gibt viele Möglichkeiten — !

«Ein Hausierer.» Unter diesem Titel erschien in ihrer Zeitung vom 23. Juni 1950 eine Erzählung, in der unter anderem von einem Besuch in einem Sanatorium für Tuberkulosekranke und einem Gespräch mit einem tuberkulösen Mechaniker berichtet wird. Es steht da: «Seine jetzt schwere und langwierige Krankheit lässt ihm wenig Hoffnung übrig, einst wieder in seinem Beruf tätig sein zu können. Dies stimme ihm zuweilen recht traurig, denn er sagt sich, es bleibt mir dann nichts anderes übrig, als hausieren zu gehen.»

Nach diesem Abschnitt könnte man der Meinung sein, dass ehemalige Tuberkulose-Patienten den Mechanikerberuf oder ähnliche Arbeiten nicht mehr ausüben könnten und zur Hausierertätigkeit als leichter Arbeit, Zuflucht nehmen müssten. Um einer irrigen Auffassung entgegenzuwirken, sehe ich mich als Berufsberater und Stellenvermittler der Tuberkulose-Kommission Zürich-Stadt und der Zürcher kantonalen Liga gegen die Tuberkulose veranlasst, hierzu einige Bemerkungen zu machen.

Unter dem Vorbehalt, dass uns die näheren Umstände und der Krankheitsbefund des erwähnten Patienten nicht bekannt sind, was sehr wichtig ist, möchte ich auf Grund der Erfahrungen darauf hinweisen, dass die Befürchtungen dieses Mechanikers wahrscheinlich übertrieben sein dürften. Der Beruf des Mechanikers ist nämlich eine jener Tätigkeiten, die, sofern Finger und Augen durch die Krankheit nicht geschädigt sind, von ehemaligen Tuberkulose-Patienten fast ohne Ausnahme wieder aufgenommen werden können. Es ist sogar so, dass wir für Sanatoriumsentlassene sehr gerne Arbeiten in Mechaniker-Werkstätten, und zwar mit guten Erfahrungen, suchen und vermitteln, selbst wenn die Befürchtungen vorher nicht in der Metallbranche tätig waren. Wohl mag die Arbeit eines Mechanikers für einen Genesenen am einen oder andern Arbeitsplatz zu streng oder sonstwie ungünstig sein. Dies dürfte aber nicht die Aufgabe des Berufes, sondern höchstens einen Wechsel des Arbeitsplatzes notwendig machen, was vielerorts innerhalb des selben Betriebes geregelt werden kann. Die Metallbranche bietet durch ihre grosse Arbeitsstellung viele Auswahlmöglichkeiten, wo zum Beispiel auch Behinderte ohne weiteres ihr Brot verdienen können.

Die Erfahrungen haben zudem gezeigt, dass die Hausierertätigkeit für Tuberkulosegefährdete wenig empfehlenswert ist. Jedenfalls ist diese Arbeit, als Voll-Erwerb ausgeübt, körperlich ebenso anstrengend wie jene des Mechanikers. Wenn man sich vergegenwärtigt, welches Gewicht ein Hausierer mit seiner Ware täglich herumschleppt, wie viele Treppen er hinauf und hinunter steigen, wie manche Abweisung er einstecken muss, und an den oft weiten Arbeitsweg denkt, dann wird man seine Kraftaufwendung nicht gering einschätzen dürfen. — Bis anhin haben wir noch keinem ehemaligen Mechaniker an Stelle seines Berufes das Hausieren angeraten.

Etwas anders sind die Befürchtungen dieses Kranken zu verstehen, wenn er auf Grund seiner Tuberkulose um eine Stelle bangt, weil man ihn als ehemaligen Sanatoriumspatienten aus unbegründeter Angst vor einer eventuellen Ansteckung meidet und nicht mit ihm zusammen arbeiten will. — Zum Glück können viele ehemalige Patienten an ihren früheren Arbeitsplatz zurück, doch bleibt leider noch eine recht ansehnliche Zahl, die dies nicht können und sich nach ihrer Genesung um einen neuen Verdienst umsehen müssen. Diese Leute haben oft recht schwer, wieder eine Stelle zu finden, selbst wenn sie den früheren Beruf weiterhin ausüben können; noch schwerer ist es für jene, die sich beruflich umstellen müssen. Es trifft dies vor allem Arbeiter, die früher körperlich streng arbeiten mussten, die sehr staubige Arbeiten verrichteten oder extremen Temperaturschwankungen ausgesetzt waren; auch jene, die mit Materialien und Ge-

sen, die die Luftwege reizen, zu tun hatten. Inwiefern ein Berufswechsel notwendig ist, kann aber je nach Gesundheitszustand immer nur von Fall zu Fall entschieden werden.

Verschiedene antituberkulöse Organisationen bemühen sich, den ehemaligen Sanatoriumspatienten auch bei der Wiederaufnahme einer Arbeit helfend beizustehen. So führen zum Beispiel die Tuberkulose-Kommission Zürich-Stadt und die Zürcher kantonalen Liga gegen die Tuberkulose gemeinsam eine spezielle Abteilung für Berufsberatung und Stellenvermittlung, die den im Kanton Zürich wohnhaften Patienten unentgeltlich zur Verfügung steht. Leider hält es immer recht schwer, diesen vom Schicksal geprüften Menschen eine angepasste Ar-

Wie die Wienerinnen für den Internationalen Verband «Frauennotdienst» arbeiten

Aus Schweden kommt uns die Idee zur Gründung einer internationalen Hilfe für Frauen zu. Namentlich aber sind es jene vielen Alleinstehenden, durch den Krieg alleingelassenen, vertriebenen, unglücklichen Frauen, für die überall viel zu wenig geschieht. Dieser müssen wir uns annehmen, wir Frauen, die es können. Nicht nur in den besiegten Ländern, überall auf der Welt ist die Not gross. Bisher hatten wir gehofft, es würde für diese Frauen, namentlich des Mittelstandes, der Kunst, der freien Berufe besser werden. Aber wir haben nun einsehen müssen, dass dem nicht so ist.

Wer nach dem Krieg noch die Hoffnung hatte, dass liebe Menschen, die vermisst oder gefangen wurden, wiederkehren würden, hat sie nun aufgegeben. Viele von uns hatten noch Wertgegenstände, irgend etwas, das man entbehren konnte, das wurde veräußert. Nun haben unsere Frauen nichts mehr und das Schlimmste ist, eine rigorose Abschöpfung der Währung hat diesen Frauen, die vielleicht ein ganzes Leben lang Pfennig auf Pfennig in die Sparkasse legten, um für ihre alten Tage einen Notgroschen zu haben, diese letzten Sparkassengroschen genommen, ohne zu fragen, wie alt eine solche Frau ist, ob sie eine Pension, eine Verdienstmöglichkeit hat, oder nicht.

Nun können viele von uns wirklich nicht mehr weiter. Da kommt die Anregung einer Schwedin, die diesen internationalen Frauennotdienst in Stockholm gegründet hat und diese ausgezeichnete Idee ist mit den Namen Hainisch eng verbunden. Es ist als ob unsere grosse Marianne Hainisch, die so unendlich viel für die Frauen und ihre Rechte getan hat, nun in den beiden Frauen ihrer Familie, Henriette Hainisch, die den Bund österreichischer Frauenvereine in Wien leitet und Ludovica Hainisch, die dem internationalen Frauennotdienst in Stockholm als Präsidentin vorsteht, auch heute noch den Frauen hilft.

Der Verband bezweckt (§ 2 der Statuten) die wirtschaftliche und seelische Hilfe, besonders für alleinstehende Frauen und Mädchen über 18 Jahre. Jedes unserer Mitglieder genießt in jedem Lande, wo unser Verband besteht, dieselben internationalen Rechte, ob es nun gilt zu helfen oder von uns unterstützt zu werden.

Unser Verband ist unpolitisch.

Wir haben den Mitgliedsbeitrag in Österreich so niedrig wie möglich angesetzt und zwar 1 Sch. pro Monat oder 12 Sch. im Jahr.

Wir wollen Spezialfonds schaffen, um unseren obdachlosen Mitgliedern möglichst bald ein Heim bieten zu können, wir wollen behilflich sein, ihnen Arbeit zu vermitteln, ihnen neue Arbeitsgebiete oder Absatz für ihre Arbeit zu finden.

Wir wollen die Rechte unserer Frauen verteidigen. Viele haben im Krieg viel geleistet, haben den Platz des Mannes vollkommen ausgefüllt und müssen ihn nun dem Manne räumen. Da soll nun, wenigstens für jene, die nicht mehr jung genug sind, sich zu versorgen, die Möglichkeit geschaffen werden, ihren Platz zu behalten, wenn sie ihn ganz ausfüllen.

Wir haben Aerztinnen und seelische Berater für unsere Mitglieder gewonnen.

Wir wollen unseren Mitgliedern geselligen Zusammenschluss bieten, um sie vor allem vor dem furchtbaren Alleinsein zu bewahren, der für manche An-

beit zu vermitteln. Wir möchten daher alle Leserinnen Ihrer Zeitung bitten, unsere Bemühungen unterstützen zu wollen. Dies kann dadurch geschehen, dass man uns freie Arbeitsplätze meldet, dass man mithilft, dass ein als geheilt entlassener ehemaliger Patient wieder seinen Arbeitsplatz antreten kann und als vollwertig aufgenommen wird.

Zur allgemeinen Beruhigung sei hervorgehoben, dass die aus dem Sanatorium Entlassenen noch längere Zeit in ärztlicher Kontrolle verbleiben. Damit ist, falls wirklich eine Neuerkrankung erfolgen sollte, die Gefahr einer Ansteckung für die Umgebung recht gering. Nicht die uns bekannten ehemaligen Tuberkulösen sind für die Mitmenschen eine Gefahr, sondern jene Kranken, von deren tuberkulöser Erkrankung niemand etwas weiss.

F. Müller, Berufsberater

lass zu seelischer Zerrüttung ist und solche Frauen in die Nervenheilanstalt oder ins Irrenhaus bringen kann.

Jedes Land braucht heute gesunde und arbeitsfähige Menschen; um viele wieder aufzurichten ist dieser Frauennotdienst gedacht.

Wenn wir viele Mitglieder haben und eine grosse internationale Vereinigung sind, können wir unseren Mitgliedern auch bei Behörden usw. helfen und vieles als Verband viel leichter durchsetzen, als es eine alleinstehende Frau kann. Jedes Mitglied muss ein Jahr lang bei uns sein, damit wir ihm durchgreifende Hilfe bieten können.

Es gibt in jedem Lande noch Frauen, die stark und hilfsbereit sind. Wir haben alle Schweres durchgemacht, aber oft sind es unter uns gerade die wertvollsten Frauen, die schwach und ungeschickt sind, keinen Ausweg mehr finden, verzweifelt sind und einfach nicht weiter können. Denen müssen wir helfen.

Wer also heute noch ein Dach über dem Kopf hat, Freunde und Verwandte besitzt, wer selbst das Glück hat, in einem Beruf zu stehen und genug verdient, der möge doch denken, wie schnell sich das Rad des Schicksals drehen kann und wie er plötzlich selbst in die Lage versetzt werden könnte, unsere Hilfe in Anspruch zu nehmen. An diese Frauen wendet sich unsere Bitte um Hilfe und Mitarbeit. Der Sitz des Verbandes ist in Stockholm.

In Wien haben wir unsere Hauptstelle eingerichtet und bitten Sie um Ihren Beitrag bekannt zu geben, zunächst an unsere beiden Hauptsekretärinnen die vorläufig allein unsere Geschäfte in Wien leiten:

Rosa Stiefen Della Zampach
Wien XIV Hadikg. 47 Wien XIX Hardtg. 25
Postsparkassenkonto Wien 136.422
Postfach Wien 89/156

Wissenswertes von den Fliegen

Wer sich schon der Mühe unterzogen hat, eine Fliege zu fangen, musste zu seinem Leidwesen feststellen, dass das Insekt in der Regel die Flucht ergreift, bevor sich die Hand zu schliessen vermag. Das erstaunliche Fluchtvermögen verdankt das Insekt der Tatsache, dass es unverhältnismässig grosse Netzaugen besitzt, die nach allen vier Himmelsrichtungen zu beobachten vermögen und so die Gefahr rechtzeitig erkennen.

Der Gesundheitsinspektor von St. Gallen, S. Hoffmann, hat nun aber mit einem Schmettenfliegennetz 2890 Fliegen aller Gattungen gefangen und sie bakteriologisch untersucht; denn er wollte wissen, wieviel Keime (auch krankheitsregende Keime) sie auf den Misthaufen, Kotkübeln, Fäkalien usw. her auf sich tragen und in Zimmer und Küchen bringen, wo sie sich dann eventuell auf Lebensmittel reinigen und die Bakterien hinterlassen.

Von allen Fliegenarten ist sich allein die Stubenfliege (*Musca domestica*) sichtlich behaglich in den Wohn-, Ess-, Fabrikations- und Vorratsräumen des Menschen. Dies kommt vor allem dadurch zum Ausdruck, dass ihr Anteil an der häuslichen Fliegenfauna 90–95 Prozent ausmacht. Diese nicht gerade sympathische «Anhänglichkeit» hat Herrn S. Hoffmann veranlasst, ihr das Hauptaugenmerk zuzuwenden.

«Menschliche Nahrungsmittel einerseits, Fäkalien,

Mist und andere Abfallstoffe andererseits, sind die Elemente, auf denen sich das kurze aber vitale Leben der Fliegen zur Hauptsache abspielt. Auf Grund dieser Tatsache hat sich im Volk nicht nur die Abneigung gegen dieses Insekt deutlich herauskristallisiert, sondern auch die Tendenz zu seiner Vernichtung», schreibt S. Hoffmann in seiner Studie «Die hygienische Bedeutung der Fliegen» in Nr. 1/2, 1950, der «Mitteilungen aus dem Gebiete der Lebensmitteluntersuchung und Hygiene». Er hat in seinen Untersuchungen nachgewiesen, dass die Fliegen viele Bakterien mitschleppen, zum Teil auch den Virus der Kinderlähmung. Trotz ihrer Lebensweise, die den Prinzipien der Hygiene Hohn spricht, muss auf der anderen Seite die paradox erscheinende Tatsache hervorgehoben werden, dass die Fliege ein Tier mit ausgeprägtem Reinlichkeitssinn ist. Unzählige Male pro Tag «bürstet» sie sich mit grosser Ausdauer vom Kopf bis zum Körper mit ihren Extremitäten. Diese ihrerseits werden durch gegenseitiges Aneinanderreiben vom Schmutz befreit. Die Prozedur wird nicht nur im Freien, sondern — durchaus ungeniert — auch auf Lebensmitteln oder auf anderen Gegenständen, die mit dem Menschen wieder in Kontakt kommen (z. B. Spielzeug des Kleinkindes), vorgenommen.

Auch die Fliegenkote (der Aeger der Hausfrauen, wenn die Fenster scheiben oder Lampenschirme usw. sich damit bedecken) können gefährlich werden infolge ihres Keimgehaltes!

Kurz und gut, die Stubenfliegen wie die Brumme und Fleischfliegen sind unsere Feinde und sollen bekämpft werden, aber nicht mit unappetitlichen «Fliegenfängern», sondern mit sicher wirkenden DDT-Präparaten, die dem Menschen zudem ungefährlich sind, schliesst S. Hoffmann seine Studie.

Aus einem Schloss wird ein Heim

Wer vor zwei Jahrzehnten das Könizer Schloss kannte und ihm heute wiederum einen Besuch abstattet, ist erstaunt, welche Wandlung mit diesem Stift der Deutscher Orden im Laufe der letzten Jahre vor sich ging. Aber nicht diese äusseren Zeichen allein sind massgebend für den Geist, der im Könizer Mädchenheim herrscht. Auch auf den Gesichtern der Zöglinge prägt sich dieses Gefühl des Daheimseins aus, denn nicht selten kommen diese jungen Mädchen aus einem so verwahrlosten Milieu, wie man es sich nur mit Mühe vorstellen kann. Und es kommt einem oft wie ein Wunder vor, wenn man zu beobachten Gelegenheit hat, wie sich die oft kümmerlichen Anlagen in diesen verschuppten Menschen zu entwickeln beginnen, wie der Glaube an ihre Fähigkeiten sich entfaltet und wie auch sie einen Platz im Leben zu erstreben trachten.

Zu Unrecht meint der normale Mensch, der irgendeine Behinderte besitzt nicht gleich ihm den Drang sein Leben zu erfüllen. Wer diesen Könizer Mädchen schaut, diesen Achtzehnjährigen oder noch Älteren, deren Intelligenz auf der Stufe eines Zwölfjährigen oder noch kleineren Kindes stehen geblieben ist, und sich Rechenschaft davon gibt, mit welcher Hingabe sie ihre Arbeit ausführen, ist beschämt. Für viele von ihnen ist es ein Geschenk, arbeiten zu dürfen und wie stolz sie darauf sind, sich selber durchbringen zu können, lehnen einige Zahlen. Von den ledigen Entlassenen verdienen 70 Prozent ganz, andere bedürfen einer kleineren oder grösseren Beihilfe und nur 16 Prozent können sich nicht selber durchbringen. Die meisten von ihnen sind sehr häuslich, sie besitzen Spardosen und freuen sich darüber, dass sie neben einer eigentlichen beruflichen Ausbildung im Heim auch mit dem Geld umgehen lernen.

Jeder Zögling wird weitgehend seinen Fähigkeiten entsprechend ausgebildet. Die Könizer Handwebereien sind bei den Frauen weit über die Kantongrenzen hinaus gut bekannt. Wäscherei, Glätterei und Gärtnerbetrieb geben den jungen Mädchen die Möglichkeit, sich in verschiedenen Arbeiten auszubilden, und in der freundlichen Schulküche ist es eine Freude, das Kochen zu erlernen. Köniz ist weitgehend ein Frauenwerk, nicht nur weil

Um im Sommer nicht schlapp zu werden... Ovomaltine-kalt... Ebenso erfrischend wie kräftigend.
Dr. A. Wanda A. G., Bern

nachdenklich die Ehrfurchtlosigkeit der heutigen Menschen, denen nur Geld und Geltung, Geschäft, Gewinn und Genuss der Beachtung wert zu sein scheinen. Daher dankt es jeder Freund heimlicher alter Kultur den Männern dieser Ritterhausgesellschaft, dass sie in diesen ehrwürdigen Mauern den Zeugen solcher Kultur ein stilvolles und stilles, sicheres Obdach geschaffen haben.

Agnes von Segesser.

Biedermeier-Maler und Carl Spitzweg in Luzern

Vor zwei Jahren bildete die Ausstellung von Meisterwerken aus dem fürstlich leuchtensteinischen Besitz für Luzern einen Anziehungspunkt, wie wir ihn in diesem beglückenden Ausmass selten erlebt, und schon damals wurde von massgebender Stelle die Absicht geäußert, dieser Schau in nächster Zeit eine zweite folgen zu lassen. Diese zweite ist allerdings nicht mehr von der Brillanz der vorangegangenen, welche Meisterwerke wie Perlen nebeneinander reihete, ohne dem entzückten Auge Ruhe zu gönnen. Heute baut sich um den schönen Kern, nämlich den Saal mit rund dreissig Gemälden von Spitzweg, eine fast unüberschaubare Fülle von Talenten und Begabungen, unter denen Fugler, Alt und Waldmüller wohl die bekanntesten sind, zugleich aber auch eine Reihe von Künstlern zu Worte kommen, welche die Wiener Schule des 19. Jahrhunderts liebköten vertreten. Der Reiz dieser Ausstellung liegt daher oft mehr im Dokumentarischen als im Künstlerischen, im Herausbeschwören jener Zeit, die so zu Unrecht als behaglich und selbstzufrieden bezeichnet wird. Die Kunst des Biedermeier oder Vörmals ist freilich keine aristokratische Kunst, sondern die Kunst eines Bürgertums, das, durch die vorangegangenen Kriege verarmt, in allen seinen

kulturellen Aeusserungen bescheiden und sparsam sein musste. All diese Einschränkungen vermögen aber nicht, die künstlerische Selbständigkeit jener Epoche anzugreifen, denn sie bildet nicht nur ein Uebergangsstadium, eine Ruhepause vor dem Realismus der sechziger Jahre, sondern ihre Maler verstanden es, den langsameren Lebensrhythmus und die Dankbarkeit dem Dasein gegenüber in Bildern festzuhalten, die, wenn nicht immer künstlerisch erstklassig, so doch menschlich liebenswert erscheinen.

Einen grossen Raum in der Darstellung nehmen Landschaften ein, hauptsächlich die idyllisch verklärte Gegend rund um Wien und daneben einige Bilder aus Italien mit den üblichen Ruinen, den Büschen der Campagna und dem schillernden Meer von Venedig. Der grosse Erneuerer der Landschaftsmalerei war in Österreich Ferdinand Georg Waldmüller, welcher zu den repräsentativsten Künstlerpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts gehört. Seine Schriften, welche das Studium der Natur vor die übliche akademische Bildung stellten, sprechen dasselbe wie seine Bilder, nämlich eine Ablehnung alles Künstlichen und Geheimes, ein ernstes Studium der atmosphärischen Ferne und eine fast fanatische Versenkung in charakteristische Einzelheiten, welche ihn auch zum begabtesten Porträtisten Wiens machte. Von Waldmüller beeinflusst, jedoch wärmer in der Farbe und idyllischer im Motiv malt Josef Höger, der wie viele Biedermeier-Maler oft zum Aquarellpinsel griff, und dessen golden getönte Wälder und Dorfpforten ihm die Ehre eines fürstlichen Zeichenlehrers eintrugen. Auch Guermann, in seiner Vorliebe für Pferde fern an Koller erinnernd, und der jüngere Alt verdanken Waldmüller viel, ob schon gerade der letztere gegen das Ende seines Lebens einen Stil besitzt, der eine eigenartige Mischung von rokokohafter Zierlichkeit und fast im-

pressionistischer Lichtführung darstellt. Neben der Landschaft kommt das Lieblingskind dieser Zeit, nämlich das Genrebild, zu seiner verdienten Beachtung, bald anekdotisch gefärbt, bald romantisch gesteigert und oft in burlesken Zügen das Leben des Bauern und des Soldaten wiedergebend. Die Freude am Genrebild ist typisch für jede Zeit, in der sich das Interesse eines selbstbewussten Bürgertums der Kunst zuwendet, und daher finden wir die Blüte des Genrebildes in den Niederlanden des 17. Jahrhunderts sowie in der deutschen Renaissance und noch später in den griechischen Vasenbildern der spätarchaischen Zeit. Auch das 19. Jahrhundert liebte das Genrebild, und Maler wie etwa Ranft konnten sich nicht über mangelnde Aufträge beklagen. Seine glatte, oft das Süssliche streifende Manier trat einen Siegeszug durch die Länder deutscher Zunge an und liess sich so leicht nachahmen, dass wir heute auch vor seinen Originalen oft irritiert werden. Zurückhaltender gibt sich Friedrich Treml, dessen bäuerliche Szenen ein feines farbiges Empfinden verraten.

Carl Spitzweg gilt populär als der Biedermeier-Maler par excellence, weil der begabteste Vertreter gern überlässt, dass er das biedermeierliche Leben, das idyllische Kleinbürgertum mit einer Meisterschaft festzuhalten wusste, welche in dieser Prägnanz kein anderer erreichte, dass jedoch seine Farbtechnik und seine Lichtführung, an Delacroix und Constable geschult, weit über das hinausragen, was uns als Biedermeierstil bezeichnen, und ihn zu einem Vorläufer der Impressionisten, einem Verwandten Corots machen. Seine humorvoll besinnlichen Genrebilder, welche meist die Passionen eines vom Leben übersehenen Sonderlings zum Inhalt haben, wie Bücherwurm, Kaktusfreund und Alchimist, welche alle einem engen Raum des Daseins Sensationen abzugewinnen wissen, sind zusammen mit den Mond-

scheinständchen die bekanntesten Beispiele aus seinem Werk. Dass er jedoch ein begnadeter Landschafts-maler ist, über dessen Waldlichtungen die Hitze flirrt und wo Mühlräder in kühlen Schleuchten rauschen, beweist diese Ausstellung aus neue und eindrücklich. Wie Corot setzt er als Akzente Menschen, hauptsächlich Kinder, in seine Kompositionen hinein, nicht mehr als handelnde Gestalten wichtig, sondern einzig als Träger farbiger Werte. Die Berechnung, mit der er seine Bilder malt, fällt jedoch erst nach liebevollem Studium auf, der erste Eindruck vor einem Landschaftsbild ruft viel eher Erinnerungen an Rosegger wach, weil seine Objekte unter allem verklärenden Hauch scharf beobachtet und meisterlich festgehalten sind. Die Aussteller haben klug daran getan, Spitzwegs Werk dem Besucher bis zum Schluss aufzuspüren — und auch sonst Gebührendes zu leisten, denn dank der beiden Vitrinen mit Wiener Porzellan, das im Dekor durchaus an bescheidene Sevres-Fabrikate erinnert, der Ausstellung eine festliche Note verleiht, und dann dafür, dass aus der Asche alter Zeiten nicht Stahlschmelze bereitstellen, sondern ein paar leuchtende Biedermeier-Sessel.

Ursula Hungerbühler

Wasche schon mit KOLB
Seifenfloeken Weisses Taubé
J. KOLB Seifenfabrik ZÜRICH

Pic-Fin Kochfett solls sein!!

Unsere Kunden und Genossenschafter bitten wir, diese grosse Leistung auch anzuerkennen und die unvermeidlichen Erschwerungen im jetzigen Stossbetrieb nicht übelzunehmen. Verständnis füreinander — das ist der Weg, auf dem wir unsere weitgesteckten Ziele am besten erreichen.